



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Ein Staatsgeheimniß. Roman von Levin Schücking. 3. Bd. Leipzig, Brockhaus. —

Der geschickte Novellist hat in diesem Roman die Geschichte des bekannten Abenteurers Naundorf behandelt, der 1843 in Holland starb und sich für den Sohn Ludwigs XVI. ausgab, welcher im Tempel nicht gestorben sei, sondern an dessen Stelle man einen andern Knaben begraben habe. Der Verfasser schenkt den Erzählungen dieses Abenteurers vollen Glauben, und die Documente, welche derselbe für sich anführt, nehmen einen großen Theil des Romans ein. — Wir haben bereits früher ein historisches Werk angeführt, in welchem die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen behandelt ist. Louis XVII. Sa vie, son agonie, sa mort. Captivité de la famille royal au temple. Ouvrage enrichi d'autographes, de portraits et de plans par M. A. de Beauchesne. Wer dieses Werk, welches durchaus auf Originalurkunden begründet ist, aufmerksam durchliest, kann an dem wirklichen Tode des unglücklichen Gefangenen nicht zweifeln. Nun wird es zwar bis zu einer gewissen Grenze dem Novellisten verstattet sein müssen, über die historischen Thatfachen nach Willkür zu verfügen, wenigstens wenn diese wirklich in Dunkel gehüllt sind. Aber es bleibt doch immer ein gewagtes Unternehmen, wenn sehr bekannte, uns nahe stehende Persönlichkeiten darin verwickelt sind, und wenn die angeblich historische Entdeckung alles romantische Interesse in sich concentrirt. Denn was sich nicht unmittelbar auf diese dunkle Intrigue bezieht, ist sehr oberflächlich behandelt. Namentlich ist das psychologische Interesse fast gar nicht vertreten. Einzelne humoristische Genrebilder aus den Sitten jener Zeit sind sehr gelungen. Auch ist die eigentliche Intrigue nicht ohne Geschick angelegt, obgleich die Pointe fehlt. —

Regina. Eine Novelle von Heinrich König. 2. Auflage. Leipzig, Brockhaus. (Gesammelte Schriften von H. König, 1. Band.) —

Der Dichter beginnt mit dieser neuen Auflage seiner Herzensgeschichte die Gesamtausgabe seiner Werke. Er sammelt in der Vorrede einige Zeugnisse für die gute Aufnahme seiner Romane vom Publicum und von der Kritik und wir wollen diese Thatfache gern constataren. Wir wollen sie auch nicht im geringsten dadurch erschüttern, daß wir uns diesem Urtheil nicht anschließen. Für unsre Person aber müssen wir offen gestehen, daß wir die Regina für ein sehr schlechtes Buch halten. Der Stil ist schlecht, er ist von der überschwenglichsten Manier, auffallend geziert und dabei doch trivial; die Erzählung ist schlecht, sie ist undeutlich, verworren, sie verweilt sehr lange und ausführlich bei Nebensachen, berührt die Hauptpunkte oberflächlich und springt über die

wichtigsten Motive ganz hinweg; die Charakteristik ist schlecht, denn sie gibt uns nur sporadische Charakterzüge, sie macht auch nicht einmal den Versuch, uns eine individuelle Natur organisch zu entwickeln; und der sittliche Inhalt ist schlecht, denn es wird uns als Held, für den wir uns interessiren sollen, ein ganz flecher, haltloser, launenhafter Mensch geschildert, der, abgerechnet seine Kogebuesche Wohlthätigkeit, die in Romanen keine großen Unkosten macht, in allen bestimmten Fällen so empfindet, denkt, spricht und handelt, wie ein sittlich gebildeter Mann nicht empfindet, denkt, spricht und handelt. Gott mag wissen, in welchen Classen der Gesellschaft solche Sitten zu Hause sind! Wir glauben, daß unsre wirkliche Gesellschaft immer noch besser ist als die ideale unsrer sogenannten Dichter. Um aber einen Beleg für unsre Ansicht zu geben, greifen wir eine ganz beliebige Stelle heraus, auf die aber vom Dichter großes Gewicht gelegt wird. Augustin, der Held, ist in einer Gesellschaft zwischen einer edlen und geistreichen Jüdin, Regina, und einer leichtsinnigen Sängerin, Fanny, seiner ehemaligen Maitresse, der vierte in der Gesellschaft ist Julius, der Fanny liebt und sie heirathen will. Die Situation ist an sich schon recht artig. Nun macht Julius folgende Bemerkung:

„Unsre lebenswürdige Fanny befindet sich zwischen uns beiden in einer ihr neuen und eignen Situation. Ich begreife es, ich, und kann Ihnen Aufschluß geben, mein Freund. Ein so ehrliches, einfaches Herz wie Fannys befindet sich auf einmal zwischen zwei Polen. Verstehen Sie mich nur recht, Fanny! Ich meine nicht Polaken, der Doctor versteht mich, was man Pole in der Physik nennt, Anziehung, Abstoß. Ich will lieber sagen, zwischen zwei Pole versetzt. Sie sind nämlich ein Verehrer unsrer ausgezeichneten Sängerin und ich erkläre mich für den Anbeter der lebenswürdigen Fanny. Der Verehrer darf lauschen und sich alles zuwenden, was er erlauschen kann; dem Anbeter gebührt aber auch ein Antheilchen von den Regungen des Herzens, die dem bloßen Verehrer fernbleiben, wie — wie Schaubrote. Herrlich und treffend! lachte Augustin. Schaubrote! Sehr bezeichnend, mein Freund! Aber nicht wahr, Julius, die Schaubrote waren ehemals — ungesäuert? So sollen wir Sie denn ins gelobte Land scheiden sehen, schöne Fanny, mit ungesäuerten Broten?“

Die ungesäuerten Brote werden dann noch ziemlich ausführlich behandelt und die übrigen Gleichnisse entsprechen an Inhalt und Anmuth diesem echt jungdeutschen Einfall. Uebrigens geht die Sache später ins Tragische über. Augustin erschießt sich, nachdem er sich noch vorher beim Wein und Kerzenlicht eine poetische Stunde gemacht. Regina überlegt, ob sie sich solle taufen lassen, thut es aber nicht. Dies wird im Schluß ausgedrückt, den wir hier mittheilen, um neben jener humoristischen Sprachprobe auch eine von dem höheren Stil zu geben.

„Und so trat eines Morgens Regina mit der Miene erhabener Entschlossenheit in den Kreis der Familie und der Gäste. — Ich bin zur Erleuchtung gekommen! sagte sie feierlich. Warum, Helene, sollte ich Christin werden? Um meinen Schmerz zu besiegen? Aber nein, ich will ihn behalten. Ich bin ja hinausgestoßen in die Wüste des Lebens und der Schmerz ist mein Jesaël. Ich bin Hagar und mein Herz ist der Krug, mit dem ich, meinen Durst zu löschen, und meinen Jesaël zu erquickten, aus dem ewigen Born des echt Menschlichen schöpfe. Dort quillt auch mein Taufwasser, ohne daß ich eine getaufte Jüdin heiße. Wo ist denn auch

Christlich? Hier ist Katholisch, da Lutherisch, dort Reformirt. Sie haben recht, Mann aus Schlessen; die Offenbarung des Gottmenschen ist zu einem babylonischen Thurm geworden, an dem sich die Völker mißverstehen und entzweien. Dem Gott zu Liebe, der Mensch geworden ist, werfen sie die Nächstenliebe von sich und schmähen die Welt. Was bleibt uns übrig, uns Ungläubigen, als eine neue Menschwerdung für jeden einzelnen, und daß wir uns den Stoff und den Zuschnitt gefallen lassen, in den sich eine Gottheit gekleidet hat!" —

Morton Barney. Ein Roman von Aline von Schlichtkrull. Berlin, Stubenrauch. —

Bereits bei dem ersten Roman dieser jungen Dame haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß wir es mit einem nicht gemeinen Talent zu thun haben, daß wir aber eine höchst bedenkliche Richtung dieses Talents beklagen müssen. Auch in der gegenwärtigen Schrift finden sich Züge einer echt poetischen Anschauung; die Charaktere sind, wenn man auch zahlreiche Fehler in ihnen entdecken wird, bestimmt gedacht und angeschaut; die Erzählung, wenn auch durch zu große Sprünge unterbrochen, ist verständlich und zusammenhängend; die Empfindung ist stark und wenn sie auch zuweilen ins Unnatürliche überspringt, doch niemals aus der Lust gegriffen und das Urtheil zuweilen von einer ungewöhnlichen Reise. Was wir bei dem Roman vermissen, ist die Jugendlichkeit. Die Personen, die darin auftreten, haben meistens etwas Gebrochenes, und der Skepticismus, der sich in der ganzen Anlage der Handlung ausspricht, und der doch unmöglich aus wirklichen Lebenserfahrungen geschöpft sein kann, verräth eine seltsame Abirrung der Phantasie. Manche Aufgaben, denen sonst nur der reife Mann gerecht wird, sind hier einer jungen Dame gelungen, z. B. die Zeichnung eines abgefeimten Schurken, nicht eines Theaterschurken, der durch teuflische Grimassen die Kinder zum Entsetzen bringt, sondern eines kalten egoistischen Weltmannes, dessen unerbittliche Energie durch eine unruhige Geschäftigkeit paralytisch wird und dessen feinste und kühnste Entwürfe scheitern, weil sein Ehrgeiz inhaltslos ist und daher seine Zwecke aus der Imagination genommen sind. Auch in dem Conflict zwischen dem angeborenen edlen Sinn und der Abstraction des weltlichen Zweckes, wie er uns in dem Charakter des Helden dargestellt wird, finden wir manche überraschende Perspektiven; und wir können nur wünschen, daß der Verfasserin gelingen möge, für ihr eignes Streben und folglich für ihr eignes Dichten einen Haltpunkt zu finden, aus dem sich ihr dann auch die Welt in weniger trüben Farben darstellen wird. — Noch auf einen Nebenumstand müssen wir auch dies Mal hindeuten: der Roman sollte die Politik so sehr als möglich vermeiden. Zwar haben es in England mehrere Novellisten versucht, die politische Intrigue novellistisch zu behandeln, allein es ist ihnen fast immer mißlungen; denn wenn man bei derselben von den bestimmten unmittelbaren Zwecken absteht, so ist sie einem stets langweilig und am wenigsten geeignet, ein Urtheil über den wirklichen politischen Inhalt möglich zu machen.

Grenzboten. IV. 1854.

Am gefährlichsten ist es, in eine ganz genau bekannte politische Entwicklung, inder uns die einzelnen Betheiligten vollständig gegenwärtig sind, poetische Figuren einzuführen. Wenn es auch nicht gerade die Aufgabe des Romans ist, uns den Schein der Wahrheit zu geben, so muß doch wenigstens alles vermieden werden, uns auf die Widersprüche gegen die Wahrheit aufmerksam zu machen, und wenn unser Gedächtniß unsrer Phantasie fortwährend hinderlich in den Weg tritt, so wird dadurch der unbefangene Eindruck aufgehoben. Möchte überhaupt die Verfasserin den Dichter, der sie zu diesem Mißgriff verleitet zu haben scheint, Bulwer, mit einem der neueren vertauschen, z. B. mit Dickens, der ihrer Phantasie bei der poetischen Auffassung, bei der Anschauung des Lebens behilflich sein kann. —

Buch der Kindheit. Von Bogumil Goltz. 2. Auflage. Berlin, Franz Duncker. —

Dieses Buch, das bei seinem ersten Erscheinen ein so großes Aufsehen gemacht hat, war uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Die Vorrede und die ersten Capitel machten mit ihrer gezierten, schwülstigen und incorrecten Sprache einen höchst unangenehmen Eindruck auf uns und wir waren schon geneigt, ungeduldig zu werden, als uns das nachfolgende Gespräch zwischen einer Mutter und ihrem Kinde zu Gesicht kam.

Ach sieh mal, Mama, wie der Lutsche Lu wieder aussieht.

Mutter. Und du, schweige nur ganz still, du bist mir auch der rechte Fühnenführer, du!

Louis. Ja, er hat mich mitgenommen und in Zucke gemeißt.

Mutter. Siehst du, Musjehen! das hab ich mir gleich gedacht, erst führst du den Zungen in den tiefsten Schmutz und dann kommst du, dich noch weißzubrennen, na warte, du Gusion, laß nur den Vater zu Hause kommen, dann sollt ihr beide, der eine wie der andre, was abkriegen; ich will mich mit euch Rangen gar nicht mehr befassen; ich gräme mich so schon zu Tode über eure Nichtsnutzigkeit!

Louis. Mama, du wirst sterben?

Mutter. Ja, ich werd sterben, und dann wirst du keine Mutter mehr haben, die dich des Tags dreimal aus- und anzieht, du Unart du!

Louis. Mama, wann wirst du sterben?

Mutter. Wenn ich nicht länger mehr leben kann.

Louis. Du lebst aber, Mama.

Mutter. Ja, noch lebe ich, aber wenn du so unartig bleibst und dich in allem Schmutz herumtreibst, so werd ich mal eines Morgens früh todt sein.

Louis. Mausetodt, Mama?!

Mutter. Na, nu seh mir einer die kleine Dummheit an! Komm her, du kleiner Racaille! was soll ich mit dir machen, du bist ja noch ein kleines, ganz dummes Viehstückchen, du! na, wirst dus auch nicht mehr thun?

Louis. Nicht mehr thun?

Mutter. Ja, nicht mehr herumtreiben, du dreihaariger Schlingel du!

Louis. Mama, wie ist das dreihaar —?

Mutter. Junge, das ist, wenn man so ein kleiner, unnützer, naseweiser Schelm ist, wie du!

Louis. Mutter, wie ist das, wenn man weisnäsigt ist?

Mutter (lachend). Wenn man so eine kleine Stumpfnase hat, wie du, die nie rein gewischt ist, verstehst du?

Louis. Warum ist sie nicht rein gewischt, Mama?

Mutter. Junge, nu höre auf mit Fragen! Weil du sie dir nicht gewischt hast, du kleiner Schmutzbodel, du! aber ich muß dich doch lieben. Nu lauf! aber nicht in den Schmutz, hörst du!

Das ist unzweifelhaft echte Naturwahrheit und innige Gemüthlichkeit und hätte der Verfasser diese und ähnliche Stellen, wo wirklich Angesehantes und Erlebtes dargestellt wird, ausschließlich mitgetheilt, so würde daraus ein sehr schätzbares Buch hervorgegangen sein. Allein dieser reale Inhalt ist ihm wahrscheinlich zu unbedeutend vorgekommen und er hat eine sentimentale Brühse darübergegossen, die für den gesunden Geschmack unerträglich ist. Gewiß ist die Kindheit eine werthvolle, wenn man will, eine heilige Zeit, und wenn ein Dichter im Stande ist, uns ein klares, anschauliches Bild davon zu geben, die kleinen Geheimnisse des Kinderherzens zu belauschen, und die fragmentarischen Gebilde des ursprünglichen Seelenlebens in Sinn und Zusammenhang zu bringen, so wird er uns gewiß zum größten Dank verpflichten. Wenn er aber seine Aufgabe dadurch zu lösen sucht, daß er in überschwenglichen und doch meistens trivialen Phrasen uns sein eignes Entzücken über das Wesen der Kindheit vorstammelt, so ist das eigentlich nur für hysterische Personen. Welcher Mensch von gesunden Sinnen kann z. B. das folgende Gerede aushalten?

Ach der bloße, baare Unsinn, ist ein weit tieferer Sinn und Verstand, wenn er mit Herz und Seele eingebildet wird, als der Tiefsinn der Schulvernunft ohne Herz und Imagination, und von Glückseligkeit ist bei der Dialektik vollends nicht die Rede, wenn sie mal immanent ist, d. h. wenn sie ihrem Mann unausgesetzt auf dem Halse bleiben darf, um ihn im Wachsein, wie im Träumen Als zu drücken. O beim hohen Himmel, bei dem Kinderhimmel seist geschworen, lieber eine Ewigkeit mit Kindersinn Waldsperchte gefangen u. s. w.

Wer nicht reich an Gedanken ist, aber reich an Anschauungen, der bedarf gewiß keiner Entschuldigung, wenn er uns seine Anschauungen mittheilt und seine Gedanken für sich behält. Aber wenn er seine Gedankenarmuth zu Reflexionen zerpfückt, die den Schein von Gedanken haben und doch gedankenlos sind, so wird er sich weder dadurch rechtfertigen können, daß er über seine eignen halben Gedanken in beständiges Entzücken ausbricht, noch dadurch, daß er die herzlosen Metaphysiker bejammert.

Herr Goltz hat neben seiner Empfehlung der Kinderwelt auch die Absicht, die Gemüthlichkeit des ostpreussischen, namentlich des Königsberger Wesens darzustellen. Hätte er es doch nur gethan! Trotz unsrer grauen Erbsen mit Schemper, trotz unsrer Schweigsamkeit und unsrer zerquetschten Vocale ist bei uns in Ostpreußen ebensoviel Gemüthlichkeit zu finden, als bei den auf dem Theater so gern gesehenen Tyrolern und Schwaben, als bei den zungenfertigen Rheinländern und den lieben Wienern. Aber wer für unsre Gemüthlichkeit

in die Schranken treten will, muß sie beweisen, d. h. plastisch darstellen; der bloßen Versicherung glaubt der Ausländer nicht, wenn sie auch in jedem Satz durch ein O! oder Ach! eingeführt wird. —

Alexander Puschkins poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. II. Eugen Onegin. Berlin, Decker. —

Ein versificirter Roman, der uns vor dem Talent des russischen Dichters allen Respect einflößt, obgleich es dem höchst begabten Uebersetzer, der in seinen Uebersetzungen lyrischer Gedichte auf uns fast durchweg den Eindruck eines Originalschriftstellers macht, bei diesem widerstrebenden Stoff nicht ganz gelungen ist, den Eindruck der Uebersetzung zu verwischen. Es soll das kein Tadel sein; denn die Unmöglichkeit, diese specifisch russischen Anschauungen so wiederzugeben, daß sie uns deutsch erscheinen, liegt auf der Hand. — Der Inhalt der Novelle ist sehr einfach. Der Held ist ein junger russischer Dandy, der nach dem gewöhnlichen Erziehungsprincip der russischen Aristokratie schon in frühester Jugend gelernt hat, den Schaum der Ideale und des Lebens abzuschöpfen. So ist er, obgleich an Jahren noch jung, in seinem Geiste alt und verlebt geworden, und hat kein Interesse mehr am Leben, als höchstens an dessen gastrischen Genüssen. Durch den Tod eines reichen Oheims erbt er ein Landgut und schleppt nun sein Leben im trägen Müßiggang hin. Ein Freund und Nachbar, Lensky, führt ihn in eine benachbarte Familie ein, wo er mit der jüngern Tochter des Hauses verlobt ist. Die ältere Tochter faßt eine Neigung für den jungen blasirten Herrn und gesteht ihm ihre Gefühle in einem leidenschaftlichen Briefe. Eugen ist gerade in der tugendhaften Laune, hält ihr einen erbaulichen Vortrag und sucht sie von ihrer thörichten Leidenschaft zurückzubringen. Um sich für diese Enthalttsamkeit zu entschädigen macht er auf einem Ball der Braut seines Freundes die Cour, nicht etwa in ernsthafter Absicht, sondern nur um seinen Freund zu necken und ein paar langweilige Stunden zu tödten. Der Freund versteht keinen Spaß, er fordert Eugen zum Duell heraus und dieser tödtet ihn, ohne es eigentlich zu wollen. Nun erfolgt ein ziemlich großer Sprung in der Geschichte. Wir finden Eugen bei einem Fest in der Hauptstadt wieder, in der alten blasirten Stimmung, als er unvermuthet jenes Mädchen wieder sieht, deren Liebe er früher verschmähte; aber dies Mal als verheirathete Frau, als Fürstin. Wie es bei blasirten Leuten in solchen Fällen zu geschehen pflegt, es erfasst ihn plötzlich eine wüthende Leidenschaft und er bietet alle erdenklichen Mittel auf, um die Schöne zu gewinnen, die aber seinen Bewerbungen dies Mal Kälte und Verachtung entgegensezt. Mitten in dieser Lage der Dinge bricht die Geschichte ab. — Man fühlt in der Darstellung des Helden theils den Einfluß Lord Byrons, theils Reminiscenzen des eignen Lebens heraus, wenn auch der Dichter grade wie sein Vorbild zwischen dem

Charakter seines Helden und seinem eignen eine Scheidelinie zu ziehen versucht. Denn zuweilen spricht er in seiner eignen Person, und dann sind seine Empfindungen und Reflexionen durchaus von denen seines Helden nicht verschieden. In dieser subjectiven Darstellung kann das Interesse des Romans nicht gesucht werden, denn in dieser Beziehung können wir bei Byron aus einer ursprünglicheren und viel bedeutenderen Quelle schöpfen: aber im höchsten Grade anziehend und belehrend ist die eingewebte Darstellung der russischen Sitten. Freilich hat die Aristokratie der ganzen gebildeten Welt etwas sehr Verwandtes, aber der russischen ist es doch gelungen, manche Eigenthümlichkeiten festzuhalten, und dies zeigt sich grade am meisten in der Art und Weise, wie die Nachäffung des Französischen getrieben wird. Die Censur hat zwar sehr viel gestrichen, aber daß ihr doch manches entgangen ist, zeigen die beiden folgenden Stellen. Zuerst eine Schilderung der Salons:

Langweilig, schwaghast sind die Leute;
Dumm, abgeschmackt, was man erzählt;
Ja, selbst in der Verleumdung fehlt
Der Witz; in allem ist man peinlich
Und kalt von Herzen und Gesicht,
Und geistreich selbst durch Zufall nicht.
O große Welt, wie farblos, kleinlich,
Wie ernsthaft flach und hohl du bist,
Wo Dummheit selbst nicht komisch ist!

Wenn sich diese Stelle noch außerhalb der politischen Sphäre zu bewegen und daher ungefährlich zu sein scheint, so kann man das von der folgenden wol kaum behaupten:

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Espione, frömmelnder Kofetten,
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmittheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur, —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre, —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier!

Wir empfehlen diese und ähnliche Stellen dem Philosophen von Charlottenburg, der in der Utkraft und Naturwüchsigkeit des russischen Volks die bereinstige Erlösung des sündhaften Menschengeschlechts zu erkennen glaubt. —

Rosalinde. Eine Herzengeschichte in Versen von Hugo Delbermann.
Königsberg i. Pr., J. G. Bons Separat-Conto. —

Diese Herzengeschichte hat den Vorzug, deutlich erzählt zu sein und einen gemüthlichen Inhalt zu haben. Der Dichter hat sich bisher vorzugsweise mit dem Problem des innern Lebens beschäftigt. Möchte er darüber die äußere Welt nicht zu sehr vernachlässigen, denn dieses rächt sich unausbleiblich durch Unklarheit und Ueberschwenglichkeit in der Empfindung. Von der Art und Weise, wie der Dichter die Regungen des Herzens analysirt, geben wir eine Probe.

— Sicher, wenn auch still geräuschlos,
Kommt die Stunde in der Jugend Tagen,
Wo die Sinne hämmern an die Schläfen;
Wo sich regt im Vorgefühl des Weibes
In der Jungfrau Busen ein geheimes
Wunderbares, räthselvolles Walten;
Wo ein wonnig niegefühltes Strömen
Sie durchpulsst, und eines Auges Fiebern
Es besagt, wie ihre Rechte künden
Der Natur urewige Geseze;
Wo das Ahnungsgrauen der Bestimmung
In der Keuschheit Blume sich vergeistigt,
Und sie fliehen heißt des Mannes Pfade. —

Kleine Malereien für die Kinderstube. Von Elise Polko. Mit 9 Bildern in Buntdruck von Carl Merkel. Zweiter Band. Leipzig, Bernh. Schlicke. —

Die Fassung und Haltung dieses halb novellistischen, halb pädagogischen Büchleins ist genau so wie die des vorigen Hefts, das wir im vergangenen Jahr besprochen haben. Die Verbindung der beiden Zwecke hat etwas Bedenkliches, denn sie hebt die Naivetät auf. Die Illustrationen, die dem Büchlein beigelegt sind, zeugen vortheilhaft für die gemüthliche Stimmung und künstlerische Begabung des Malers. —

Die drei Seeräuber oder die Jungfrau der Insel. Von Henry Hazel. Aus dem Englischen von Hoyer. Lemgo u. Detmold, Meyer. —

Der Roman unterscheidet sich von den gewöhnlichen Räuberromanen unsrer Leihbibliotheken zwar dadurch, daß er ausführlicher und anschaulicher schildert, und einigermaßen auf die Localitäten eingeht; aber sonst gibt er ihnen an Abgeschmacktheit nichts nach. —

Die Nachtlampe. Von A. v. Sternberg. 3. Bd. Berlin, Decker. —

Die kleinen Geschichten dieses Bandes sind zwar dialogisirt, sie haben aber einen wesentlich novellistischen Charakter. Außer einzelnen satirischen Scenen

und Gruppen aus dem gesellschaftlichen Leben enthält die Sammlung eine kleine dramatisirte Novelle „Gisella“, die Geschichte eines jungen Wüßlings, der nach vielen abenteuerlichen Irrfahrten sich endlich in eine Landesverratherei einläßt, und deshalb auf dem Schaffot enden soll, bis eine verlassene und verrathene Geliebte ihn diesem schmachvollen Tode entzieht. Das Talent, lebhaft und ansprechend zu erzählen, zeigt sich auch in diesen Versuchen, leider auch die Leichtfertigkeit der Arbeit, die Herrn v. Sternberg verhindert hat, sich in der Literatur diejenige Stellung zu erringen, die seinem unbestreitbaren Talent eigentlich zukäme. —

Alex. Dumas Schriften. Neue Reihe. Herausgegeben von Heine und Diezmann. Leipzig, Kollmann. — Band 72—74, enthält: die Mohikaner von Paris, Bd. 10—12. —

Die Fruchtbarkeit unsres Autors ist in der That erstaunlich. Wenn wir auch davon abrechnen, was er mit der größten Unbefangenheit von der Welt aus andern Schriftstellern, namentlich aus den deutschen abschreibt, so bleibt doch die Massenhaftigkeit seiner Einfälle und Erfindungen unbegreiflich, und dabei ist doch fast immer, was er schreibt, von einigem Interesse. Auch der Inhalt dieses Bandes, die Liebesgeschichte zwischen einem Maler und einem vornehmen Fräulein, so verbraucht an sich der Gegenstand erscheint, ist doch mit soviel Geschick behandelt, daß man sie mit einiger Theilnahme durchblättern kann; wir sagen durchblättern, denn Dumas erleichtert die Lectüre ungemein, indem er überall eine Masse unnützer Redensarten einschiebt, die man überschlagen kann, ohne dabei Gefahr zu laufen, einen der Hauptpunkte zu übersehen; denn solche verfehlt der Dichter niemals drei bis viermal zu wiederholen. Freilich begegnen ihm dabei Menschlichkeiten; er hat mitunter vergessen, was er einige Seiten vorher erzählt hat und erzählt etwas Anderes an dessen Stelle, aber dergleichen liebenswürdige Schwächen stören nicht im mindesten, da man nach dem Zusammenhang überhaupt nicht fragt. —

Gleichzeitig ist auch die zweite Uebersetzung erschienen: Die Mohikaner von Paris u. s. w. Aus dem Französischen von Alvensleben. 4. Bd. Brüssel u. Leipzig, A. Schnee. —

Die Rebellen von Lübeck. Historischer Seeroman aus den Zeiten der Hanse. Von Adolph Banner. 2. Bd. Dessau, Kap. —

Sowol die Geschichtschreiber als die Novellisten haben in der neuesten Zeit angefangen, bei der Betrachtung unsrer deutschen Vorzeit ihre Aufmerksamkeit von dem Ritterthum auf das Städtewesen zu wenden. Wir können uns über diese Wendung nur freuen, denn sie verräth einen richtigen politischen

Instinct. Die Kämpfe der deutschen Kaiser in Italien, sovieler ritterliche und romantische Erinnerungen sich daran knüpfen, hatten doch keinen politischen, keinen nationalen Inhalt, und weit entfernt, der Gründung eines deutschen Reichs förderlich zu sein, haben sie vielmehr einen politischen Idealismus eingeführt, der jedes ernste, zusammenhängende, zweckmäßige Streben ausschloß. Dagegen hatte sich in Norddeutschland eine Macht gebildet, die unmittelbar aus dem deutschen Volke hervorging und die unter einer richtigen Leitung wol im stande gewesen wäre, die Grundveste eines deutschen Staates zu bilden. Das Kaiserthum hat die Thorheit begangen, die Hansa fallen zu lassen; sie ist durch überlegene Gewalt zertrümmert worden und mit ihr ist die Hoffnung einer volksthümlichen Entwicklung Deutschlands zu Grabe getragen. Indes ist diese Zeit noch nicht solange vorüber, daß wir uns nicht mehr ein Bild von jener Kraft, die das deutsche Volk bereits in der Geschichte entwickelt, machen könnten, und wir müssen daher jeden Versuch mit Dank aufnehmen, der uns unter anmuthiger novellistischer Hülle auf historischen Boden führt.

Nur darf in solchen Fällen der Dichter nicht übersehen, daß das Interesse für jene Zeit zunächst nur ein historisches oder vielmehr politisches, nicht ein ästhetisches ist. In dieser Beziehung waren Walter Scott und seine Nachfolger, die das alte Ritterthum aus dem Schutt der Vergessenheit wieder aufgruben, viel günstiger gestellt. Denn sowenig politischer Verstand in den Begebenheiten zu finden war, die sie mit dem Schimmer der Poesie verherrlichten, soviel individuelles Interesse boten ihnen ihre Stoffe. Die Sitten des Ritterthums, wenn man sie nur geschickt zu gruppiren verstand, konnten als ein ideales Costüm aufgefaßt werden, das auf alle Stände eine gleichmäßig angenehme Wirkung hervorbrachte. Die politischen Beziehungen waren im ganzen einfach und leicht zu übersehen, denn sie ruhten theils auf der gleichmäßigen Tradition, theils auf persönlichen Interessen und Launen; sie fanden ihren Mittelpunkt in der strahlenden Persönlichkeit von Helden und Fürsten und sie erweckten auch kein politisches Bedenken, da sie keine unmittelbare Beziehung zur Gegenwart hatten. Anders ist es mit der Geschichte der deutschen Städte. Sie macht einen großen Eindruck, wenn man sie als Ganzes auffaßt und von der welthistorischen Warte betrachtet. Aber das Leben in den Städten des Mittelalters ist unfremd Bürgerthume eigentlich ebenso fremd geworden, wie das Ritterwesen, und entbehrt den Vorzug eines idealen Costüms. Wenn man bei der Geschichte der Städte ins Einzelne geht, so enthalten sie sehr vieles Kleine, Gehässige und Widerwärtige. Der Gegensatz der Zünfte gegen die Geschlechter entzieht sich vielmehr der poetischen Darstellung als die Fehden der Ritter untereinander, ihre Turniere und ihre Liebesgeschichten: und wenn man in dem unbefangenen Leser einmal die romantische Stimmung erweckt, so wird er sich leicht versucht fühlen, für den patriarchalischen Klopffechter, den

Ritter mit der eisernen Hand gegen die Pfefferkrämer und Tuchfabrikanten Partei zu nehmen. Denn was jeder rechte Romanleser als Convenienz verabscheuen muß, war in den Städten viel concentrirter und dabei viel kleinlicher anzutreffen als in den Schlössern des Adels. Ein zweiter Uebelstand ist die Verworrenheit der politischen Beziehungen. Das 16. Jahrhundert, in welchem die Hanse zum letzten Mal auf eine großartige Weise ihre Machtfülle entwickelte, zwang sie, in die allgemeinen europäischen Intriguen einzugehen, die wir erst von vielen Seiten betrachten und analysiren müssen, ehe wir ein Urtheil darüber und damit eine wirkliche Theilnahme gewinnen. An diesem Umstand ist auch Guckow's Bullenweber gescheitert. Der Bürgermeister von Lübeck mischt sich in die Reichsintriguen von Dänemark, von Schweden, von Holland, überall, wie es sehr verständig ist, im Interesse seiner Stadt: aber dieses Interesse kann auch zuweilen mit sich bringen, daß er Parteien unterstützt, die wir vom allgemein menschlichen Standpunkt nicht billigen können; und wenn wir diese Entwicklungen hin und her überlegen, um uns ein Urtheil zu bilden, so wird dadurch unsre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt, sie wird zerstreut und verwirrt.

Es sind das alles große Uebelstände, aber sie sind zu überwinden. Der Verfasser des gegenwärtigen Romans hat sich die Sache zu leicht gemacht. Er hat die Hauptbegebenheiten der Geschichte Bullenwebers aus den geläufigsten Compendien zusammengestellt, vielleicht auch hin und wieder ein Buch zu Rathe gezogen, um sich über das Costüm zu unterrichten, aber er hat sich nicht soweit in seine Quellen vertieft, um das Leben jener Zeit wirklich empfinden und wiedergeben zu können. Seine Personen bewegen sich in modernen Vorstellungen oder innerhalb der novellistischen Convenienz. Ein eigenthümliches Leben ist in ihnen nicht vorhanden. Statt dessen hat der Verfasser wieder die leidige Seemannssprache hervorgesucht, und quält uns mit Gangspill, Luwseite, Bugspriet, Achteraagen u. s. w., was für unsre Lexigraphische Kenntniß ganz gut sein mag, obgleich sich der Verfasser nicht mit großer Geschicklichkeit in diesen Ausdrücken zu bewegen scheint; was aber jedenfalls nicht geeignet ist, uns zu interessiren. Zu Coopers Zeit hatte diese Seemannssprache den Reiz der Neuheit; außerdem waren Cooper, Marryat, Chamier u. s. w. wirkliche Kenner des Seewesens, man gewann aus ihrer Darstellung eine lebendige Anschauung und bereicherte seine Kenntniß. In dem vorliegenden Buch aber merkt man zu deutlich heraus, daß das Lexikon die Hauptsache gethan hat.

Wer sich über die höchst interessante Geschichte Bullenwebers genauer unterrichten will, dem empfehlen wir die Geschichte der deutschen Städte von Barthold, der S. 352 u. diesen Gegenstand behandelt. —

Im Wald und am Gestade. Skizzen und Bilder von Ernst Willkomm. Dessau, Gebr. Kitz. —

Herr Willkomm begann als jungdeutscher Literat mit weltchmerzlichen und europamüden Geschichten. Er hat sich gegenwärtig der allgemeinen literarischen Reaction angeschlossen, welche im Gegensatz gegen die gestaltlosen politischen und socialen Abstractionen sich die Aufgabe stellt, das individuelle, concrete Leben zu schildern. Wir sind mit dieser Wendung wohl zufrieden. Wir hätten zwar an dem Stil der gegenwärtigen kleinen Erzählung manches auszusetzen, namentlich weil er uns nicht einfach genug vorkommt, aber es sind doch wirkliche Anschauungen und Lebensbeobachtungen darin; und man wird aus der lustigen Gegend der Abstraction in die lebendigen Zustände des Volkes eingeführt. Die Sammlung enthält folgende Geschichten: Der Zeidler, der Halligmann, ein Besuch auf Sylt, der Schlickläufer, die verbindenden Flammen, die Kringelhöcht. —

Pariser Brief.

Montaigne erzählt von einem Könige, an dessen Hofe es Sitte gewesen, daß jedes Mal eine Hofdame die Hand hinhielt, so oft die Speicheldrüse der Majestät von Ueberfluß geplagt war. Gewisse Journalisten scheinen diese Rolle jener Hofdame zu beneiden. Granier aus Cassaignac hat in neuester Zeit in diesem Geschäft besondern Eifer gezeigt. Louis Napoleon hat ihm zwar die polemische Feder ebensogut aus der Hand geschlagen wie den andern Tageskämpfern der Presse auch — aber der Ritter, der sich selbst geadet, nimmt es nicht mehr so genau. Seitdem er die Assemblée nationale nicht mehr beschimpfen kann, läßt er seine Wuth unter dem Vorwande sogenannter historischer Arbeiten und Kritiken aus. Heute hat er den Muth gehabt, ein Werk von Louis Veuillot über „le droit du seigneur“ in einer Weise zu loben, die wirklich das Blut kochen macht. Sie haben in Deutschland auch Vertheidiger des Mittelalters und aller Mißbräuche, die es in seinem Gefolge hatte, aber so arg treibt es doch keiner, weder Herr Stahl noch Herr von Gerlach. Der Redacteur des Univers wollte die angeblichen Lügen und Uebertreibungen der liberalen Schriftsteller gegen das Mittelalter und dessen Institutionen widerlegen und schrieb das genannte Werk, in dem die willkürlichste Entstellung der Thatfachen mit viel Talent und viel Geist in das Kleid historischer Erzählung und Erörterung gehüllt wird. Bei einem Manne, der den Muth hat, die Inquisition sans ambage zu vertheidigen, ist das ein erklärliches Unternehmen. Veuillot spricht dem Obscurantismus bei jeder Ge-